

Nathan Englander

Worüber wir reden,
wenn wir über Anne Frank reden

Nathan Englander

Worüber wir reden,
wenn wir über
Anne Frank reden

Stories

Aus dem Amerikanischen von
Werner Löcher-Lawrence

Luchterhand

Für Rachel E. Silver

Inhalt

- Worüber wir reden, wenn wir über
Anne Frank reden 9
- Ewige Nachbarn 45
- Wie wir die Blums gerächt haben 91
- Peep Show 115
- Alles, was ich über meine Familie
mütterlicherseits weiß 133
- Camp Sundown 157
- Der Leser 187
- Gratisobst für junge Witwen 209
- Dank 229
- Glossar 231

Worüber wir reden, wenn wir über Anne Frank reden

Sie sind vielleicht zehn Minuten im Haus, und Mark hält uns bereits einen Vortrag über die israelische Besatzung. Mark und Lauren wohnen in Jerusalem, und Leute von da denken, das gibt ihnen das Recht.

Mark wirkt völlig stoisch und nickt. »Wenn wir hätten, was ihr hier in Florida habt ...«, sagt er und verstummt. »Jepp«, sagt er und nickt wieder. »Dann hätten wir absolut keine Probleme.«

»Ihr habt doch, was wir haben«, sage ich ihm. »Alles. Sonne und Palmen. Alte Juden, Orangen und die schlechtesten Autofahrer überhaupt. Und im Moment«, sage ich, »gibt's hier wahrscheinlich mehr Israelis als bei euch.« Debbie, meine Frau, legt mir eine Hand auf den Arm. Das ist ihr Zeichen dafür, dass ich die Stimme hebe, jemanden unterbreche, etwas Privates ausplaudere oder einen unangemessenen Witz mache. So oft, wie sie nach meinem Arm fasst, überrascht es mich, dass sie ihn überhaupt noch loslässt.

»Ja, ihr habt das jetzt alles«, sagt Mark. »Sogar Terroristen.«

Ich sehe Lauren an. Sie ist diejenige, mit der meine Frau befreundet ist – sie sollte die Sache in die Hand nehmen. Aber Lauren wird ihrem Mann kein Zeichen geben. Sie und

Mark sind vor zwanzig Jahren nach Israel durchgebrannt und Chassidim geworden, und sie fassen einander in der Öffentlichkeit nicht an. Nicht wegen so einer Sache. Nicht, um einen Brand zu löschen.

»Hat Mohammed Atta nicht direkt vor 9/11 hier gelebt?«, sagt Mark und deutet auf imaginäre Häuser. »Goldberg, Goldberg, Goldberg... Atta. Wie habt ihr den hier übersehen können?«

»Das war auf der anderen Seite der Stadt«, sage ich.

»Genau davon rede ich. So was gibt's nur hier. Die andere Seite der Stadt. Armeleutenviertel. Raum, Raum, Raum.« Er fingert auf der marmornen Arbeitsfläche unserer Küche herum, sieht in unser Wohnzimmer und das Esszimmer hinüber und starrt durchs Küchenfenster auf den Pool hinaus. »So ein Haus«, sagt er, »und nur ein Sohn? Kannst du dir das vorstellen?«

»Nein«, sagt Lauren. Und dann sieht sie uns an und stärkt ihm den Rücken. »Ihr solltet sehen, wie wir mit zehn Kindern leben.«

»Zehn Kinder«, sage ich. »Damit brächten wir euch hier in den Staaten in eine Reality Show. Und dann würdet ihr auch eine größere Wohnung kriegen.«

Die Hand zieht wieder an meinem Ärmel. »Bilder«, sagt Debbie. »Ich möchte die Mädchen sehen.« Wir folgen Lauren nach nebenan, wo ihre Handtasche liegt.

»Ist das zu glauben?«, sagt Mark. »Zehn Mädchen!« Und so, wie das aus seinem Mund kommt, hat der Kerl zum ersten Mal was Sympathisches. Zum ersten Mal überlege ich, ob ich ihm eine Chance geben soll.

Facebook und Skype haben Deb und Lauren wieder zusammengebracht. Als Mädchen waren sie unzertrennlich. Sind

ihr ganzes Leben gemeinsam in die Schule gegangen. Die Jeschiwa, eine reine Mädchenschule. Draußen in Queens während der Highschool, und später sind sie mit der Subway zu einer nach Manhattan reingefahren, die Central hieß. Sie waren ewig die besten Freundinnen, bis ich Deb geheiratet und sie verweltlicht habe. Kurz danach hat Lauren Mark kennengelernt, und sie sind zusammen ins Heilige Land gezogen und haben sich von Orthodoxen zu Ultra-Orthodoxen entwickelt, was für mich wie ein neu gestyltes Waschmittel klingt – Orthodox Ultra®, jetzt mit größerer tiefenheilender Kraft. Deshalb sollen wir sie auch Shoshana und Yerucham nennen. Deb tut es. Ich sage ihre Namen einfach nicht.

»Wollt ihr ein Glas Wasser?«, frage ich. »Eine Dose Cola?«

»Wer von uns?«, fragt Mark.

»Ihr beide«, sage ich. »Oder Whiskey. Whiskey ist auch koscher, richtig?«

»Wenn nicht, mach ich ihn koscher«, sagt er und tut lässig. Er nimmt den großen schwarzen Hut ab und lässt sich aufs Sofa plumpsen.

Lauren schiebt die Blendstreifen zur Seite und sieht hinaus in den Garten. »Zwei Mädchen aus Forrest Hills«, sagt sie. »Wer hätte je gedacht, dass wir mal die Mütter von Erwachsenen sein würden.«

»Trevor ist sechzehn«, sagt Deb. »Vielleicht hältst du ihn für erwachsen, und er sich bestimmt auch – aber wir, wir sind da noch nicht überzeugt.«

»Nun«, sagt Lauren, »dann eben so: Wer hätte je gedacht, dass wir mal Kinder großziehen würden, die es für normal halten, dass hinterm Haus Kokosnüsse runterkrachen und Eidechsen über die Wände huschen?«

Genau in dem Moment kommt Trev ins Zimmer getapst, seine ganzen Einsachtzig. Die karierte Pyjamahose schleift

über den Boden, und sein T-Shirt ist voller Löcher. Er ist gerade aufgewacht und offenbar nicht sicher, ob er nicht noch träumt. Wir haben ihm gesagt, dass Besuch kommen würde. Aber jetzt steht er da, unser Trev, und starrt diesen Mann mit dem schwarzen Anzug und dem Bart an, der ihm bis runter auf den Bauch reicht. Und Lauren, ich habe sie schon einmal gesehen, und zwar als Deb und ich geheiratet haben, aber zehn Mädchen und tausend Schabbes-Essen später ... Nun, sie ist eine kräftige Frau in einem schlimmen Kleid, mit einer riesigen blonden Marilyn-Monroe-Perücke. Ich kann nicht sagen, dass ich nicht auch geschockt war, als die beiden vor der Tür standen. Aber der Junge, er kann es nicht verbergen.

»Hey«, sagt er.

Und dann ist Deb bei ihm, zupft ihm das Haar zurecht und drückt ihn an sich. »Trevy, das ist meine beste Freundin aus meinen Kindertagen«, sagt sie. »Das ist Shoshana, und das ist ...«

»Mark«, sage ich.

»Yerucham«, sagt Mark und streckt die Hand aus. Trev schüttelt sie und hält seine Hand dann, höflich, in Laurens Richtung. Sie sieht sie an, wie sie da in der Luft hängt, als Angebot.

»Ich schüttele keine Hände«, sagt sie. »Aber ich freue mich so, dich zu sehen. Es ist ganz so, als lernte ich meinen eigenen Sohn kennen. Ernsthaft«, sagt sie. Und dann fängt sie an zu heulen, richtig. Und sie und Deb umarmen sich, und Deb heult auch. Und wir Jungs, wir stehen da, bis Mark auf seine Uhr sieht und Trev, ganz Mann, bei der Schulter fasst.

»Sonntags bis drei Uhr schlafen? Mann, das waren Zeiten«, sagt Mark. »Ein echter kleiner Vorhätiger.« Trev sieht mich an, und ich will mit den Schultern zucken, aber Mark guckt

auch, und ich bewege mich nicht. Trev schenkt uns beiden seinen besten Teenagerblick und schiebt sich aus dem Zimmer. Dabei sagt er: »Baseballtraining«, und nimmt meinen Autoschlüssel vom Haken neben der Tür zur Garage.

»Ist vollgetankt«, sage ich.

»Die lassen sie hier mit sechzehn ans Steuer?«, sagt Mark.

»Wahnsinn.«

»Was bringt euch also her«, sage ich, »nach all den Jahren?« Deb ist zu weit weg, um die Hand auf meinen Arm zu legen, aber ihr Gesicht sagt alles. »Sollte ich das wissen?«, sage ich. »Gott, Deb muss es mir gesagt haben. Sie hat's mir sicher gesagt. Mein Fehler.«

»Meine Mutter«, sagt Mark. »Sie hat ziemlich nachgelassen, und auch mein Vater wird langsam alt ... Normal kommen sie uns jedes Jahr zu Sukkot besuchen. Sukkot?«

»Ich kenne die Feiertage«, sage ich.

»Bisher haben sie uns immer besucht, mit dem Flugzeug. Zu Sukkot und Pessach, zweimal. Aber jetzt können sie nicht mehr fliegen, und ich wollte sie sehen, solange es ihnen noch einigermaßen gutgeht. Wir waren nicht mehr in Amerika seit ...«

»O Mann«, sagt Lauren. »Ich wage gar nicht, dran zu denken, wie lange das her ist. Mehr als zehn Jahre. Zwölf«, sagt sie. »Vor zwölf Jahren. Mit den Kindern ist es unmöglich, bis sie groß genug sind. Das könnte jetzt«, und damit lässt auch sie sich aufs Sofa plumpsen, »das könnte jetzt das erste Mal sein, dass ich seit all den Jahren in einem Haus ohne Kinder bin. Meine Güte. Ernsthaft. Absolut merkwürdig. Mir wird ganz anders. Und wenn ich sage, *anders*«, sagt sie, steht auf und dreht sich komisch mädchenhaft um die eigene Achse, »meine ich schwindlig.«

»Wie schafft ihr das?«, sagt Deb. »Zehn Kinder? Das möchte ich wirklich wissen.«

In dem Moment fällt es mir wieder ein. »Ich habe deinen Drink vergessen«, sage ich zu Mark.

»Ja, sein Drink. Genau«, sagt Lauren. »Damit schaffen wir es.«

Und so sitzen wir am Ende am Küchentisch, mit einer Flasche Wodka vor uns. Ich bin keiner, der sich an einem Sonntagnachmittag betrinkt, aber ich sage euch, wenn ich den Tag schon mit Mark verbringen muss, packe ich die Gelegenheit beim Schopf. Deb trinkt mit, aber nicht aus demselben Grund. Sie und Lauren, denke ich, wollen die wilden Zeiten ein wenig wiederaufleben lassen. Das kurze Zwischenspiel, als sie zusammen waren, kaum erwachsen, zwei junge Frauen in New York, die zwischen zwei Welten lebten. Und sie wirken, alle beide, so überglücklich, wieder zusammen zu sein, dass ich denke, zur Hälfte feiern sie, und zur Hälfte können sie nicht damit umgehen, wie intensiv die Sache ist.

Deb ist bereits bei ihrem zweiten Glas. »Das ist wirklich die Ausnahme für uns«, sagt sie. »Ich meine, *wirklich* die Ausnahme. Wir versuchen dieser Tage ganz wenig zu trinken. Wir denken, es wäre ein schlechtes Beispiel für Trevor. Es ist nicht gut, vor Kindern zu trinken, wenn sie genau in dem Alter sind, über die Stränge zu schlagen. Er ist plötzlich so an diesen Sachen interessiert.«

»Ich bin froh, wenn er überhaupt an was interessiert ist«, sage ich.

Deb fährt mit der Hand durch die Luft. »Ich glaube einfach, es ist nicht gut, Trinken wie Spaß aussehen zu lassen, wenn Teenager dabei sind.«

Lauren lächelt und rückt die Perücke zurecht. »Sieht für

unsere Kinder überhaupt irgendwas, das wir tun, wie Spaß aus?« Ich muss lachen. Ehrlich. Ich mag sie immer mehr.

»Das liegt nur an eurer Altersgrenze«, sagt Mark. »Dieser ganze amerikanische Puritanismus, erst mit einundzwanzig trinken zu dürfen und so weiter. Wir machen in Israel kein großes Getue darum, und die Kinder, die bemerken den Alkohol nicht mal. Von den ausländischen Arbeitern freitags mal abgesehen, siehst du kaum jemanden, der betrunken ist.«

»Die Arbeiter und die Russen«, sagt Lauren.

»Die russischen Einwanderer«, sagt er, »das ist ein eigenes Thema. Die meisten von denen sind ja nicht mal Juden.«

»Was soll das heißen?«, sage ich.

»Wegen der mütterlichen Abstammung, darum geht's«, sagt Mark. »Und dass es bei den Äthiopiern viele Konversionen gegeben hat.«

Aber Deb will nicht, dass wir über Politik reden, und so wie wir sitzen, ich zwischen den beiden und Deb gegenüber (ist ein runder Tisch, unser Küchentisch), muss sie sich praktisch auf die Tischplatte werfen, um meinen Arm zu fassen zu kriegen. »Gib mir noch einen«, sagt sie.

Und dann bringt sie das Thema auf Marks Eltern. »Wie läuft euer Besuch?«, sagt sie und guckt ganz düster. »Wie kommen deine Leute klar?«

Deb ist sehr interessiert an Marks Eltern. Die beiden sind Holocaust-Überlebende, und Deb ist, es lässt sich nicht anders sagen, auf ungesunde Weise von dem Gedanken besessen, dass es diese Generation bald nicht mehr gibt. Versteht mich nicht falsch. Für mich ist das auch wichtig. Auch mir liegt das am Herzen. Ich sage nur, es gibt gesund und ungesund, und meine Frau, die widmet diesem Thema viel, wirklich *viel* Zeit. »Wisst ihr«, sagt sie zum Beispiel völlig aus hei-

terem Himmel zu mir und Trevor, »von den Veteranen des Zweiten Weltkriegs sterben im Moment tausend pro Tag.«

»Was soll ich sagen?«, sagt Mark. »Meine Mutter ist eine sehr kranke Frau. Und mein Vater, der versucht den Kopf oben zu halten. Er ist ein harter Bursche.«

»Sicher«, sage ich. Und dann sehe ich in mein Glas, ganz ernst, und schüttele den Kopf. »Sie sind wirklich erstaunlich.«

»Wer?«, sagt Mark. »Väter?«

Ich hebe den Blick, und die drei starren mich an. »Die Überlebenden«, sage ich und begreife, dass ich etwas voreilig war.

»Da gibt es solche und solche«, sagt Mark. »Wie bei allen anderen Leuten auch.« Und dann lacht er. »Obwohl es da, wo meine Eltern leben, gar keine anderen gibt.«

Lauren sagt: »Das solltet ihr sehen. Das ganze Carmel Lake Village, das ist wie ein Vertriebenenlager mit Billardzimmer. Da sind sie alle.«

»Einer sagt's dem anderen«, sagt Mark, »und sie kommen. Es ist verrückt. Aus Europa nach New York, und jetzt, am Ende ihres Lebens, sind sie wieder am selben Ort.«

»Erzähl ihnen die verrückte Geschichte«, sagt Lauren. »Erzähl sie ihnen, Yuri.«

»Erzähl sie uns«, sagt Deb. Und ich kann in ihren Augen sehen, wie sie sich wünscht, dass es eine dieser Geschichten über einen Mann ist, der drei Jahre in einer dieser Kanonen verbracht hat, die sie im Zirkus haben. Und am Ende des Krieges kommt ein rechtschaffener Goi und schießt ihn voller Freude durch einen Reifen in ein Wasserbecken, wo er seinen verloren geglaubten Sohn findet, der durch einen Strohhalm atmet.

»Also, ihr könnt euch meinen Vater vorstellen«, sagt Mark, »im alten Land. Er ging zur Cheder, hatte die *peyes* und all

das. Aber in Amerika wurde er ein klassischer *galusmonger*. Er sieht so aus wie du, nicht wie ich. Den hab ich nicht von ihm«, sagt er und deutet auf seinen Bart. »Shoshana und ich ...«

»Jaja«, sage ich.

»Also mein Vater. Sie haben da einen schönen Neun-Loch-Platz, eine Driving Range und ein paar Grüns, um das Putten zu üben. Und mein Vater, der sitzt im Clubhaus. Ich bin mit ihm da. Er will in den Fitnessraum, sagt er. Sagt mir, ich soll mitkommen. Ein bisschen was für mich tun. Und er sagt ...«, Mark zeigt auf seine Füße und holt ein Bein unter dem Tisch hervor, damit wir seine schwarzen Quadratlatschen sehen können, »diese Schabbes-Schuhe kannst du auf dem Laufband nicht tragen. Du brauchst Sneakers. Du weißt schon, Sportschuhe?«, sagt er, und ich sage: »Ich weiß, was Sneakers sind. Ich habe mein Englisch genauso wenig verlernt wie du dein Jiddisch.« Und da sagt er: »*A schejnen dank dir im pupik.*« Einfach, um mir zu zeigen, wer hier wer ist.«

»Nun mach schon«, sagt Lauren. »Erzähl weiter.«

»Er sitzt also in der Umkleide und versucht, sich einen Socken anzuziehen, was in dem Alter im Grunde schon das ganze Training ist. Das dauert seine Zeit. Und ich sehe, während ich warte ... ich kann's nicht glauben. Ich werde fast ohnmächtig. Der Typ neben ihm, die Nummer auf seinem Arm, sie liegt drei Ziffern vor der meines Vaters. Ihr wisst schon, von der Abfolge her.«

»Wie meinst du das?«, sagt Deb.

»Ich meine die eintätowierte Nummer. Es ist genau die Lagernummer meines Vater, Stelle für Stelle, nur dass die meines Vaters auf acht endet. Und die von diesem Typen auf fünf. Das ist der einzige Unterschied. Ich meine, da sind nur zwei Leute dazwischen. Und ich gucke mir diesen Mann an.

Ich habe ihn nie im Leben gesehen. Also sage ich: ›Entschuldigen Sie, Sir‹, zu dem Mann. Und er sagt nur: ›Bist du einer von der Chabad? Ich will nichts, als in Ruhe gelassen zu werden. Ich hab genug Kerzen zu Hause.‹ Ich darauf: ›Nein, bin ich nicht. Ich bin hier, um meinen Vater zu besuchen.‹ Und zu meinem Vater sage ich: ›Kennst du diesen Gentleman? Habt ihr zwei euch schon kennengelernt? Sonst würde ich euch wirklich gern miteinander bekannt machen.‹ Und die beiden sehen sich, ich verspreche es euch, minutenlang an. Wirklich Minuten. Es ist, und ich sage das mit *kavod*, mit Respekt für meinen Vater, aber es ist, als sähe ich da ein Paar großer beiger Seekühe vor mir auf einer Bank sitzen, beide mit einer Socke. Und sie mustern sich von Kopf bis Fuß, ganz langsam, und dann sagt mein Vater: ›Ja, den hab ich hier schon gesehen.‹ Und der andere, der sagt darauf: ›Ja, ich den auch.‹ ›Ihr seid beide Überlebende‹, erkläre ich ihnen. ›Seht doch‹, sage ich. ›Die Nummern.‹ Sie gucken. ›Es sind dieselben‹, sage ich. Und sie strecken beide die Arme aus, um sich die kleinen aschigen Tätowierungen anzusehen. ›*Genau dieselben*‹, sage ich. Und zu meinem Vater: ›Begreifst du nicht? Dieselbe Nummer, nur dass seine ... sie liegt fast direkt vor deiner: Sieh doch! Vergleiche sie.‹ Also gucken sie wieder. Und vergleichen.« Mark sieht uns an, und ihm fallen fast die Augen raus. »Ich meine, überlegt euch das mal«, sagt er. »Auf der anderen Seite der Welt, nachdem sie das Unüberlebbar überlebt haben, haben diese beiden alten Kerle am Ende genug Geld, um sich in Carmel Lake zur Ruhe zu setzen und jeden Tag Golf zu spielen. Also sage ich zu meinem Dad: ›Er war direkt vor dir‹, sage ich. ›Sieh, eine Fünf‹, sage ich. ›Und du hast die Acht.‹ Und der andere Typ guckt, und mein Vater guckt, und mein Vater sagt: ›Das bedeutet nur, dass er sich vorgedrängelt hat. Damals wie heute. Dieser Bursche ist ein

Drängler, ich wollte es nur nicht sagen.« ›Vergiss es«, sagte der andere. Und das war's. Dann ziehen sie sich weiter ihre Socken an.«

Deb wirkt geknickt. Sie hatte etwas Aufbauendes erwartet. Eine Geschichte, die wir Trevor erzählen könnten, etwas, das ihren Glauben an die Menschlichkeit bestätigt hätte, an das Menschliche, das aus dem Unmenschlichen hervorgeht. So starrt sie jetzt nur vor sich hin, den Mund zu einem dünnen, wässrigen Lächeln geöffnet.

Aber ich, ich liebe diese Art Geschichten. Ich finde langsam ernsthaft Gefallen an unseren Besuchern, und das nicht nur, weil ich mich plötzlich betrunken fühle.

›ne gute Geschichte, Yuri«, sage ich und mache seine Frau nach. ›Yerucham«, sage ich, ›die hat Pfiff.«

Yerucham hievt sich vom Tisch hoch und sieht stolz aus. Er studiert das Etikett des Weißbrots auf unserer Anrichte, versichert sich, dass es koscher ist, und nimmt eine Scheibe raus. Er reißt die Kruste ab und rollt das Weiße mit der Handfläche über die Arbeitsplatte. Er rollt es zu einem kleinen Ball, kommt wieder her, gießt sich nach und leert das Glas mit einem Zug. Und dann isst er den verrückten Teigball. Wirft ihn sich in den Schlund, als wäre es sein ganz persönlicher Schlusspunkt – ihr wisst schon: um seine Geschichte zu unterstreichen.

›Schmeckt das?«, sage ich.

›Probier's«, sagt er, geht zur Anrichte und wirft mir eine Scheibe Weißbrot zu. Quer durch den Raum wirft er sie und sagt: ›Aber schenk dir erst noch einen ein.«

Ich greife nach der Flasche und sehe, dass Deb die Hände darumgelegt hat und den Kopf gebeugt hält, als wäre es ihr Anker, der sie davor bewahrt, nach hinten zu kippen.

›Alles in Ordnung, Deb?«, fragt Lauren. Sie hat eine Hand

auf Debs Nacken gelegt, reibt ihr dann über den Arm. Und ich weiß, was es ist. Ich weiß, was es ist, und ich stehe auf und sage es: »Das war ihr zu witzig.«

»Schatz!«, sagte Deb.

»Sie wird's euch nicht sagen, aber sie hat da eine gewisse Fixierung, was den Holocaust angeht. Und diese Geschichte, nichts für ungut, Mark, aber die war nicht das, womit sie gerechnet hat.«

Mark sieht zwischen uns hin und her. Und ernsthaft, der Bursche scheint verletzt, und ich sollte die Sache auf sich beruhen lassen, ich weiß. Aber ich muss einfach weitermachen. Es ist nicht so, als käme jeden Tag jemand von Debs Highschool zu Besuch und böte uns diese Einblicke.

»Als wäre sie das Kind von Überlebenden, meine Frau, meine ich. Die Erziehung, die sie bekommen hat, es ist verrückt. Ihre Großeltern sind alle in der Bronx geboren, aber es ist, ich weiß nicht. Ich meine, wir wohnen hier zwanzig Minuten von Downtown Miami, aber tatsächlich ist es, als hätten wir 1937 und lebten am Stadtrand von Berlin. Da kann man nur staunen.«

»Nein, darum geht's nicht!«, sagt Deb, verteidigt sich mit verrückt hoher Stimme. »Das macht mir nichts. Es ist der Alkohol. All dieser Alkohol«, sagt sie und verdreht die Augen, um dem Ganzen die Schärfe zu nehmen. »Der und Lauren wiederzusehen. Shoshana wiederzusehen, nach all der Zeit.«

»Oh, sie war schon in der Highschool so«, sagt Lauren. »Nur ein Glas, und schon fing sie an zu heulen.«

»Alkohol ist ein bekanntes Depressivum«, sagt Yerucham. Und deswegen, weil er solche Tatsachen kundtut, ist er gleich wieder auf dem besten Weg, sich meine Sympathien zu verschmerzen.

»Willst du wissen, was sie immer in Fahrt gebracht hat?

Was sie ehrlich glücklich gemacht hat?«, sagt Shoshana. Und ich sage euch, ich sehe es nicht kommen. Es trifft mich so unerwartet, wie Deb die Nummerngeschichte getroffen hat.

»High zu sein«, sagt Shoshana. »Das hat es gebracht. Was zu rauchen, und sie konnte stundenlang lachen.«

»O mein Gott«, sagt Deb, aber nicht zu Shoshana. Sie zeigt auf mich, wahrscheinlich weil ich so verdutzt aussehe, wie ich mich fühle. »Seht euch meinen großen, bösen, weltlichen Mann an«, sagt Deb. »Das ist ihm echt zu viel. Dass seine Frau irgendwann mal über die Stränge geschlagen hat, das ist ihm zu viel, unserem Mr. Liberal-und-Weltoffen.« Und zu mir sagt sie: »Was noch Züchtigeres kannst du dir erträumen als ein modernes Jeschiwa-Mädchen, das mit einundzwanzig noch Jungfrau war? Ehrlich«, sagt sie, »was hast du gedacht, was Shoshana Tolles über mich sagen würde?«

»Ehrlich-ehrllich?«, sage ich. »Nein, lieber nicht. Das ist zu peinlich.«

»Lass schon hören«, sagt Mark. »Wir sind doch alles Freunde. Neue Freunde, aber Freunde.«

»Ich dachte, du würdest ...«, sage ich und halte inne. »Ihr bringt mich um.«

»Sag es!«, sagt Deb, eindeutig begeistert.

»Ehrlich, ich dachte, da käme so was wie ein Wettbewerb, wer die besten Pessach-Nussbrötchen backt. Oder Biskuits. So was in der Art.« Ich lasse den Kopf sinken. Und Shoshana und Deb lachen so sehr, dass sie kaum mehr Luft bekommen. Sie fassen sich gegenseitig bei den Schultern, und ich kann nicht sagen, echt nicht, ob sie sich gegenseitig halten oder zu Boden ziehen. Ich fürchte, gleich fällt eine von ihnen vom Stuhl.

»Ich kann nicht glauben, dass du ihm von dem Nussbrötchen erzählt hast«, sagt Shoshana.



Nathan Englander

Worüber wir reden, wenn wir über Anne Frank reden

Stories

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 240 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87399-2

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: September 2012

Nathan Englander wurde 1970 in New York geboren und wuchs in einer jüdischen Gemeinde auf Long Island auf. Er studierte in Jerusalem und in New York Englische Literatur und Jüdische Geschichte und lebte anschließend einige Zeit in Argentinien und in Israel. Neben dem Schreiben arbeitete er auch als Fotograf und Filmemacher. Nathan Englander ist Autor des Erzählbands »Zur Linderung unerträglichen Verlangens« und des Romans »Das Ministerium für besondere Fälle«. Er lebt derzeit in New York.